

Thomas Sandoz Luc und das Glück



übersetzt von
Yves Raeber

verlag die
brotsuppe

Thomas Sandoz
Luc und das Glück

verlag die brotsuppe



Thomas Sandoz

Luc und das Glück

Roman
übersetzt von Yves Raeber

verlag die brotsuppe

»Sag mir, was für eine Maske du trägst
und ich sag dir, wie dein Gesicht aussieht.«

Julio Cortàzar, Die Gewinner

Vertrauen ist vergänglicher als jede Seifenblase. Und schon wäre mir fast ein Aphorismus gelungen. Nur ist mir die Lust an Wortspielen inzwischen vergangen.

Beschwingt fahren wir an diesem späten Juni-nachmittag Richtung Norden. Mein Schalensitz ist am Fussboden des Castel-Minibusses festgezurt. Julia, unsere Betreuerin, ist voll auf den Verkehr konzentriert. Neben ihr sitzt Pauline und nestelt versunken an ihrem T-Shirt. Auf der Sitzbank vor mir streiten Goon und Bierrot wegen eines zwischen ihnen liegenden *Ninja Turtles*-Rucksacks. Ab und zu drehen sie sich um und werfen mir vorwurfsvolle Blicke zu. Ich habe meine Prothesen im Heim vergessen und wir mussten deshalb Steevys Geburtstagsparty frühzeitig verlassen. Wir hätten das ganze Wochenende im Ferienhaus seines Schwiegervaters verbringen können, doch sind wir noch vor der Grillparty wieder weg.

Der Verkehr tost. Motorräder schlängeln sich zwischen rappelvollen SUVs und Kleinwagen mit Bikes auf den Dächern hindurch. Zum dritten Mal innerhalb einer halben Stunde spuckt das Radio für all jene, die ihr Wochenende vorwiegend auf den Strassen verbringen werden, die aktuelle Verkehrslage aus.

Pauline zappelt, sie muss aufs Klo.

»Schon jetzt?«, wettet Julia. »Wir sind noch keine hundert Kilometer gefahren.«

Meine Heimgenossin bricht in Tränen aus, wirkt noch zerknitterter als zuvor. Sie kann nichts dafür, die Krankheit zehrt sie immer mehr aus. Unsere Erzieherin schimpft weiter. Bierrot dreht mir sein Vogelgesichtchen zu.

»Juula Katze im Beehaaa?«

Zwei hintereinanderfahrende Sattelschlepper überholen uns, ihr Sog bringt unseren Minibus fast aus der Spur. Hinter der Leitplanke ziehen Bauernhöfe, ein Kalksteinbruch, eine Sägerei und ein Vergnügungspark mit obligatem Thuja-Labyrinth an uns vorbei. Am Radio erhitzen sich die Journalisten an der neuesten Sensationsmeldung: Der Gesundheitsminister besucht Psychologie-Onlineforen! Julia stellt lauter. Das könnte ja bloss eine Anekdote oder ein Scherz sein. Doch ist es ein paar an einer Pressekonferenz des Politikers hellhörig gewordenen Schlaumeiern gelungen, eine Verbindung zwischen dem merkwürdigen Zeitvertreib dieses Staatsdieners und der abrupten Anwendung eines Massnahmenpakets zur Reduzierung der Gesundheitskosten namens MediCare+ herzustellen. Nationale Politik als Destillat eines virtuellen Biertischgesprächs von hinter Pseudonymen dümpelnden Internetusern – ein eher enttäuschendes Fazit für eine Demokratie. Und so haben es sich die Medien auf die Fahnen geschrieben, bis zur Quelle dieser aus sozialer und wirtschaftlicher Sicht vermutlich verheerenden Entscheidung vorzudringen.

Goon grölt zum Wiener Walzer, der aus seinem Kopfhörer schwappt. Was Julia nur noch mehr nervt.

»Verdammt, kann er nicht zwei Minuten die Schnauze halten?«

Goons Walkman ist auf voller Lautstärke, er hört nur bruchstückhaft, was über ihn gesagt wird. Was angesichts seiner extremen Reizbarkeit ganz gut passt.

Ich schliesse die Augen. Die Geräusche hören sich jetzt alle anders an, vom Knarren der Sitze bis zum Brummen des Motors. Ich atme stossweise. Der Grund unserer überstürzten Rückreise ist vorgeschoben. Es geht auch ohne Prothesen. Ich habe gelogen. Gelogen, weil ich nichts Besseres wusste, und daran hat sich bis jetzt nichts geändert. Ich weiss nur, dass ich vor ihnen im Castel sein muss.

Das Glück ist mit uns. Noch bevor Pauline ihre Shorts und Leggings vollpisst, sehen wir zwischen einer prächtigen Baumschule und einem Tretboot-Wasserbecken eine Autobahnraststätte. Wenig später parkt Julia den Minibus auf einem der Behindertenparkplätze. Bierrot steigt als Erster aus, hüpfert herum und grunzt wie ein Ferkel, das zur Schlachtbank geführt wird. Pauline geht zu ihm.

»Alle hiergeblieben«, bellt Julia. »Goon, lös den Rollstuhl, ich fahr gleich die Rampe raus!«

Mit den Krücken durch die Gegend zu staksen, wäre natürlich einfacher, aber mir gehen dabei schnell die Kräfte aus. Goon hievt seine hundert Kilo über den Rücksitz und beginnt die Sicherheitsgurte zu lockern. Da er sich mit der einen Hand die Brille auf die Nase klemmt, ist er nur mässig effizient. Pauline verliert das Gleichgewicht und rempelt unabsichtlich Bierrot an. Dieser landet in seiner kanariengelben Daunenjacke wie ein müder Heissluftballon, der das Landeziel verpasst hat, bäuchlings auf dem Boden.

Julia verwirft die Hände.

»Mein Gott, seid ihr Deppen!«

Ein vorbeisclenderndes Golden Ager-Paar mustert unsere Erzieherin und verzieht missbilligend den Mund. Bierrot steht auf, reibt sich das Gesicht.

»Autsch die Nase, Juula. Tut voll weh.«

»Das reicht. Was soll der Quatsch? Und du, Goon, streng dich ein bisschen an!«

An Kraft fehlt es Goon nicht, ganz im Gegenteil. Er sieht zwar aus wie ein Knirps, kann es aber mit jedem Sumoringer aufnehmen. Weil aber just eine seiner Lieblingspolkas beginnt, verknäuelte er die Sitzgurte und verdrückt sich. Ich verzichte auf einen Kommentar. Der Tag ist noch lang, man lässt ihn besser in Ruhe.

Unser Trüppchen bewegt sich zum Hauptgebäude mit Läden, Bistro, Crêperie und Toiletten. Julia stösst meinen Rollstuhl, knapp vor uns trippelt Pauline, wenig fehlt, dass meine Fusshalter ihr in die Achillessehnen schneiden. Wir spurten uns, weil Bierrot einem LKW-Fahrer, der neben seinem Vierzigtonner auf einem Campingstuhl sitzt und in aller Ruhe seinen Aluteller auslöffelt, die Zunge herausgestreckt hat.

Bald stehen wir vor dem Eingang der Raststätte. Wegen mir müssen wir durch eine Schleuse, die sich nur per Knopfdruck öffnen lässt. Allein würde ich es nicht schaffen. Bierrot geht lieber durch den Haupteingang. Mit Schwung bringt er die Drehtür zum Kreisen. Dass er dabei Kunden an die Wand klatschen oder sogar enthaupten könnte, fällt ihm nicht ein. Julia findet es nicht lustig:

»Hör auf mit dem Scheiss! Und komm her, verdammt nochmal. Habe ich nicht gesagt, dass wir zusammenbleiben? Sonst muss ich dich noch im Wagen einsperren!«

Um ihre Drohung zu verstärken, holt sie mit der flachen Hand wie zu einer Ohrfeige aus. Schlechtes Timing, weil die Golden Ager von vorhin wieder im Anmarsch sind. Diesmal wird Julia peinlich genau gescannt, Haarspange, Jeansjacke, Ledergürtel, bestickte Hose, Converse. Das Fahndungsbild, das sie von ihr machen werden, wird perfekt. »Los jetzt«, mahnt unsere Erzieherin mürrisch und gibt dem Rollstuhl einen Ruck.

Auf den stilvollen Riesenbildschirmen in der betonstarrenden Haupthalle flackern Wettervorhersagen, Verkehrsinformationen und Werbespots für Croque-Monsieurs. Die in Schleife laufenden Info-Flashes berichten mehrheitlich über MediCare+. Wie vorauszusehen war, werden die Kernfragen in allen Variationen x-mal durchdiskutiert. Wer ist die neue graue Eminenz des Ministers? Warum plötzlich so überhastet? Was kann man von der bestehenden Verordnung über die gesetzliche Sozialversicherung noch retten?

Julia geht etwas langsamer und ich nutze die Gelegenheit:

»Findest du das interessant?«

»Natürlich. Stell dir den Schlamassel vor! Das bringt uns schwer in die Bredouille und zuallererst alle Leistungsempfänger. Wirst schon sehen, die coolen Zeiten sind vorbei. Sogar im Castel geht es bald nur noch um Nützlichkeit und Sofortmassnahmen. Die sehen nicht über den eigenen Tellerrand. Also ich würde schon gern mehr darüber wissen. Du nicht?«

Zum jetzigen Zeitpunkt muss ich vor allem an meine Korrespondenten denken, an ihre Gefühle, wenn sie hören, dass Dr. Goodluck etwas mit dieser Geschichte zu tun hat. Und was sie empfinden, falls sie sie herausfinden, wie ich aussehe.

Bierrot lümmelt in der Kinderecke auf einem von allen anderen Kindern fluchtartig verlassenen Kissenberg und zieht sich vor einem Fernseher mit riesigen Mäuseohren gebannt *Tom und Jerry* Filme rein.

Inzwischen stösst mich Julia in die Damentoilette. Pauline sperrt sich in eine Kabine ein. Ich kralle mich an meinem Rollstuhl fest, versuche, meine Krämpfe unter Kontrolle zu halten. Ich habe hier nichts zu suchen.

»Julia, kann ich draussen warten?«

»Zu gefährlich«, antwortet die Rudelführerin, die im Wandspiegel nach unsichtbaren Mitessern in ihrem Gesicht sucht.

Ich grinse. Wer würde mich schon entführen wollen? Höchstens die Freundin eines Katzenfleischdealers, vorausgesetzt, sie fände mich fett genug. Bis Pauline ihr Geschäft erledigt hat, werde ich mich wohl per Geisteskraft in meine private Empathiewolke hüllen müssen. Wer mich sieht, denkt an eine runzlige, in kochendes Wasser getauchte rosa Puppe, ein aufgedunsenes, zitterndes Ding. Ich bin die lebende Werbung für 1-Euro-Kondome aus dem Automaten über meinen Kopf an der Wand.

Der einzige Weg zum Raststätten-Klo führt durch eine 24/6-Backstube sowie durch einen Lebensmittel- und Souvenirshop. In der letzten Kurve dieses verramschten Labyrinths greift sich Pauline einen grossen, kuscheligen Plüschbernhardiner mit farbigem Fässchen am Hals. Im Schneidersitz beginnt sie, den Hund zu streicheln. Julia hält ihr eine Standpauke, erinnert sie daran, dass sie dreizehn sei, droht und schmeichelt bunt durcheinander. Sie bückt sich zu ihr und versucht sogar, ihr das Plüschtier zu entreissen. Die Verkäuferin beobachtet uns mit steinerner Miene, die Arme auf den Rand des Kassenbands gestützt. Ich werde ungeduldig wie auch Goon, der die CD-Auslage fertig studiert hat. Pauline gibt endlich auf und stellt den Bernhardiner in die Auslage zurück.

Inzwischen hat Julia zwei stille Wasser aus einem Kühlschranks genommen – sie wird sie nicht teilen müssen. Wir mögen alle nur Sprudel.

Als wir gerade aus der Verkaufszone gehen wollen, schrillt ein Alarm. Pauline hat uns voll reingelegt. Aus dem Nichts tauchen zwei Wachmänner auf. In Vollmontur und mit Knüppeln, wie aus einem Katastrophenfilm. Nicht ganz einfach, sich mit ihnen zu unterhalten, ihre Schrumpffirne machen

im Vergleich zu ihren Muckis keine gute Figur. Ich kenne ein paar Wasserköpfe, die sie beim Domino glatt an die Wand spielen würden. Julia hat schon einiges gesehen, aber jetzt gerade kann sie nicht mehr. Sie entschuldigt sich in Schleife und da es mir weh tut, sie so hilflos zu sehen, fange ich an zu knurren und lasse die Zunge heraushängen, als wäre ich voll belämmert. Die beiden Typen verziehen keine Miene, bis Julia der Kragen platzt und sie anfängt, verbal auf sie einzudreschen. Die Situation eskaliert, auch die Verkäuferin mischt sich ein, Goon stampft mit den Füßen. Schliesslich lenkt Julia ein, zahlt den Plüschhund und auch noch eine Busse für Ladendiebstahl.

Bierrot ist nicht mehr in der Kinderecke.

»O Gott!«, schreit Julia, »wo hat er sich jetzt wieder versteckt? Jemand eine Ahnung?«

Wir stürzen zum Minibus. Keiner da. Wir machen rechtsumkehrt, nehmen die Abkürzung über den Spielplatz, schreien uns die Kehlen aus dem Leib. Die hinter der Fensterfront der Raststätte posierenden Security-Typen lassen uns nicht aus den Augen. Ihre Haltung lässt keinen Zweifel daran, dass sie uns nicht helfen werden. Wir passieren die Blumenanlagen, durchqueren in Gegenrichtung die Rutschbahnanlage, steigen die Allee mit den Parkplätzen hoch.

Plötzlich brüllt Goon wie Tarzan und zeigt uns einen zweistöckigen Reisebus mit deutscher Kennnummer und farbigen Palmen auf der Karosserie,

der Richtung Autobahn beschleunigt. Hinten sitzt jemand, den wir nur allzu gut kennen.

Julia packt ihr gesamtes Krisenvokabular aus und stösst mich brutal zum Minibus.

»Wir müssen ihn aufholen, Tempo, Tempo!«

Diesmal wird keine Zeit mit meinen Gurten verschwendet. Goon wirft sich auf die Sitzbank, Pauline hält sich verkrampft am Handschuhfach fest, Julia schaltet vom ersten direkt in den dritten Gang. Und wir nehmen die Verfolgung auf. Unsere Erzieherin bemüht sich, Goons begeistertes Glucksen zu übertönen.

»Ruhe! Das nervt.«

Schnell haben wir die vorgesehene Maximalleistung eines VW-Minibusses mit 145.000 Tachokilometern weit übertroffen. Es ist fast wie in *Fast and Furious*, aber das immer lauter werdende Martinshorn ist echt und im Gegensatz zur Clique um Dom Toretto sind wir nicht wirklich fotogen. Ich zapple auf meinem Sitz. Hinter uns nähert sich ein Streifenwagen mit Blaulicht. Auf dem Dach blinkt eine in allen Sprachen unmissverständliche Botschaft.

»Auch das noch ...«, stottert Julia.

Das Bullenauto schneidet uns unverfroren den Weg ab und bringt uns auf dem Pannestreifen zum Stehen. Zwei Beamte steigen aus, die Hände am Hosengürtel. Sie wirken noch furchteinflössender als die Wachmänner bei der Raststätte. Um sich gegen die gefährlich nahe an ihnen vorbeibrausenden Fahrzeuge zu behaupten, gehen sie wie Cowboys mit gespreizten Beinen. Der Erste steuert auf

uns zu, während der andere einen Kontrollgang um den Transporter macht.

Julia wird es ungemütlich. Sie kann ihre Fahrweise unmöglich rechtfertigen. Und riskiert, zusammen mit dem Fahrausweis auch ihre Zulassung als Heimerzieherin zu verlieren. Sie entscheidet sich für die Strategie der Kopflosigkeit, mit der man weder etwas zu erklären noch zu begründen braucht. Ohne auszusteigen, bläst sie in einen blitzblanken Alkoholtester und unterschreibt den Dokumentenstapel, der ihr durchs Fenster gereicht wird.

Ich beobachte, wie ruhig und methodisch die Polizisten vorgehen. Sie haben schon an Brückenmauern zerfetzte Motorradfahrer gesehen, wissen von der Ausbildung her, wie man abkratzende Drogenabhängige aus versifften Kellern holt, haben die eigenen Emotionen im Griff, wenn sie übergriffige Väter abführen. Doch wie lange würden sie es im Castel aushalten, wo Ordnung und Reglemente gegen unsere fröhliche Anarchie meistens keine Chance haben?

Nach einem väterlichen Rat an Julia, den unleserlichen Aufkleber »Behindertentransport« am Heck zu ersetzen, lassen uns die Bullen endlich frei. Unsere Fahrerin umklammert das Steuerrad so fest, dass ihre Knöchel ganz weiss werden. Ich kann es von meinem Platz aus sehen und ich teile ihren Frust. Wir haben wertvolle Zeit verloren. Aber damit nicht genug. Da unsere Zukunft den moralinsauren Hütern des Gesetzes so sehr am Herzen liegt, eskortieren sie uns noch kilometerlang, und Julia muss, ob sie will oder nicht, den Motor schonen.

Endlich ist unsere Reisegeschwindigkeit wieder akzeptabel. Wir fahren jetzt in einem hohen Schneegebirge durch in den Felsen gehauene Galerien. Die zuckende fahle Neonbeleuchtung erinnert an einen in Filmen schon tausendmal gesehenen Effekt: Auf einen in der Notaufnahme liegenden Patienten fällt ein Lichtstreif. Mein in der Fensterscheibe gespiegeltes Gesicht ist nicht wirklich der Brüller.

Als ich gezeugt wurde, war meine Mama noch keine zwanzig. Sie hatte meinen Vater, Gast im elterlichen Hotel, erst gerade kennengelernt. Auf Bildern sehen die beiden unsterblich verliebt aus, ihr Glück muss so vollkommen gewesen sein, dass sie die süssten aller Zukunftspläne schmiedeten.

Wer bei der irgendwo auf einer Landstrasse verpassten Kurve am Lenker sass, hat mir nie jemand gesagt. Die beiden waren auf der Rückfahrt von der Konfirmation einer entfernten Cousine. Der Wagen überschlug sich zweimal und krachte gegen die Leitplanke. Mama war im achten Monat, der Schock leitete die Wehen ein. Papa holte sofort Hilfe, ohne sich um seinen Arm zu kümmern, den er sich an der zersplitterten Fensterscheibe aufgeschlizt hatte. Als der Krankenwagen kam, lag mein blutiger Körper teils im Matsch, teils noch im warmen Bauch meiner Mutter. Und die Nabelschnur schnürte mir den Hals zu.

Mamas Versuche, mich liebzuhaben, fielen bald einer verhängnisvollen Erschöpfung zum Opfer. Ich wurde zum allgegenwärtigen, deprimierenden, unlösbaren Problem. Zudem hatte Papa eine Stelle am anderen Ende der Welt angenommen. Ab meinem siebten Geburtstag ging es ihr wieder besser. Ich war alt genug fürs Internat. Noch während wir auf das Taxi warteten, das mich ins Castel bringen sollte, kratzte sie mit dem Fingernagel meinen Namen vom Briefkasten. Und noch in der gleichen Woche schenkte sie alle meine Spielsachen der Ludothek und strich die Wohnung neu.

Wir nähern uns einem Rastplatz. Julia murmelt, dass wir ihn uns kurz mal anschauen sollten. Sie bremst scharf ab, fährt über den Verzweigungsspickel und steuert auf eine Parkzone zu mit Kinderschaukel zur Linken und Latrinen zur Rechten, für die sich nur Mikrobiologen begeistern könnten.